

Patente Paten

Chancen außerfamilialer, intergenerationeller Kommunikation

1. Öffentliche Privatheit als konventionelle Originalität

Die weltweite Christenheit lebt in Widerständen und zugleich ergeben in allen Teilen der Weltgesellschaft. Der Lebenswandel des Christentums ist stetig und stets radikal. Er hat seinen Grund im allgemeinen Wandel der Welt und in einer eigentümlichen geistlichen Lebendigkeit, die das Christentum nie das sein lassen, was es einmal war, es aber entgegen mancher Berechnungen sein lassen, damit es weiter oder überhaupt etwas werden kann.

In Deutschland und Umgebung klagen Kirchen und Gemeinden regelmäßig und unablässig über die Richtungen des rasanten Wandels. Fast ausnahmslos wird dabei die Individualisierung und Privatisierung des christlichen Glaubens und Lebens beschrieben. Unbestritten ist, dass die persönlichen Herausforderungen für die Entscheidungsfähigkeit und -willigkeit in religiösen Fragen gewachsen sind. Strittig ist, ob und wie die institutionelle Glaubenskommunikation den christlichen Lebenswandel sinnvoll mitgestalten kann.

Die möglichen Alternativen und komplementär kombinierbaren Elemente von Vertrauen, Glauben, Hoffen, Meinen, Überzeugungen und Weltansichten haben sich einerseits privat pluralisiert, d.h. abgesondert von allgemeiner und öffentlicher Kommunikation vervielfältigt. Dieser Vorgang findet allerdings nicht getrennt von überindividuellem Austausch überhaupt statt, so dass sich andererseits neue Standards gebildet haben.¹ Zum Zwang zur Häresie gehört der regelmäßige Fluchtversuch, also die selbstgewählte Pflicht zu scheinbarer Originalität, um das Eigene als Neues, nicht als Erwähltes und damit als Altes, erscheinen zu lassen. Das Private, der Öffentlichkeit gerade Beraubte, wird dann mit ganzer Kraft an prominenter Stelle und in entscheidenden Situationen wiederum veröffentlicht. Dieser Vorgang hat seinen Sitz u.a. im Leben von Kasualien und stattet sie mit einer entsprechenden Dynamik aus.

Käthi La Roche, Pfarrerin am Zürcher Großmünster, illustriert diese Dialektik an den heutigen Üblichkeiten, sich trauen zu lassen, besonders, wenn es um scheinbar individuell-originelle Wahrnehmungen und Worte geht, die der Privatheit entrissen werden:

1 Vgl. Reiner Preul, So wahr mir Gott helfe! Religion in der modernen Gesellschaft, Darmstadt 2003, 65-75 (mit Bezug auf Ulrich Beck).

„Sie [Die Teilnehmenden an Kasualien] haben einfach das Bedürfnis, ihr Innerstes preiszugeben, was nicht leicht ist, vor allem wenn die Kirche voll ist. Dann wird es oft furchtbar peinlich. Und gleichzeitig so konventionell.“

„Ich habe in all den Jahren als Pfarrerin die Erfahrung gemacht, dass wir bei allem, was uns ganz persönlich betrifft – sei es heiraten oder auch sterben –, das Gefühl haben, es sei einmalig. Genau das Gegenteil ist der Fall. Ich versuche den Brautleuten zu erklären, dass sie sich mit diesem Schritt in eine Generationenreihe stellen und dass es hilfreich sein kann, eine gebundene Form zu wählen. Eine, von der man weiss, dass sie schon andere getragen hat. Aber der Individualismus unserer Gesellschaft zwingt zu Originellem. Dabei sind selbst die Kleider Uniformen.“²

Originalität ist in der pluralistischen Gegenwart überwiegend originelle *Wahl* und die gefragteste Kulturleistung dadurch die Fähigkeit zu wählen. Dieser permanenten Wahlleistung ist ein immenses Fluchtpotential inhärent, auch um den Konsequenzen einer selbstverschuldeten Wahlentscheidung zu entgehen.

Die Pfarrerin ergreift vertrauensbildende Maßnahmen, um die zwangsläufig massenhaften Enttäuschungen bei der Flucht in die Originalität zu begrenzen. Immer wieder sollen eigene Texte oder Riten Unvergleichlichkeit herstellen, weil eine Wahlgesellschaft alles vergleichbar gemacht hat. Die Geistliche aber hat ihrerseits die Konvention entwickelt, selbstgemachten Worten die nachdenkliche Wortwahl zu empfehlen und damit zu entgegenen.

Aber nicht nur der eben konstatierte, punktuelle Veröffentlichungswille des Privaten im religiösen Kontext, auch die abgründige, allgemeine Sprachlosigkeit gehört zu den Charakteristika privatisierter Religiosität und verwandter Phänomene. „Privatisierte Religion ist in der Regel *ausdrucksschwach* und *kommunikationsarm*. (...) Radikal individualisierte und privatisierte Religion wird sprachlos.“³ Aber auch noch Sprachlosigkeit kann wortreich veröffentlicht werden. Beides schließt einander nicht aus, sondern bedingt sich gegenseitig.

2 Anja Jardine, Das Ja-Wort. Trotz besserem Wissen schwören sich Paare ewige Liebe. Vor Gott und den Menschen. Warum, um Himmels willen, tun sie das? Pfarrerin Käthi La Roche weiss es, in: NZZ-Folio 4/2007, 28-30, 28.

3 Preul 2003, 98, H. i. O.

2. Die kasuelle Patenwahl im Inter-esse von privat und kirchlich-öffentlich

Dennoch darf privatisierter Glaube aufgrund fehlender oder peinlicher Kommunikation nicht einseitig als defizitäre Form von Christlichkeit interpretiert werden. Gerade privater Glaube ist überlebensnotwendig, wie im Protestantismus seit der Reformation immer auch institutionell kommuniziert wurde und daher als solcher überindividuell ergänzungs- und pflegebedürftig.

Es gilt also, Vorstellungen privater und öffentlicher Christlichkeit so zu entwickeln, dass öffentliche Glaubenspraktiken und -überzeugungen, nicht nur bei Kasualien, mehr darstellen können als veröffentlichte Privatheiten, die vom glaubenden Individuum viel erfordern und ihm wenig geben, weil sie nicht *extra nos* sind.

Denn privatisierte Religion ist zwangsläufig heillos überfordert, wenn sie das Ganze christlichen Glaubens und Tuns lebendig halten und überdies tradieren soll. Privates Überzeugtsein, Meinen, Glauben, Hoffen und Ahnen kann nicht ohne überindividuelle Kommunikation entstehen und kontinuierlich existieren.

Kasualien sind als Vorkommnisse an den Grenzen von privater und kirchlich-öffentlicher Kommunikation deshalb im eigentlichen Sinne *interessant*, weil sie sich im Zwischenreich von privat und öffentlich abspielen müssen. Allerdings wird die Existenz des „Dazwischen“ gelegentlich übersehen oder zeitweilig geleugnet. Einseitig konzipierte Kasualien aber rufen stets den Widerstand der jeweils vernachlässigten Seite hervor. Folgende Definition des kirchlichen Patenamtes provoziert geradezu die Gegnerschaft potentieller, familiär gewählter Paten:

„Das Patenamnt ist abgesehen von seiner privat-familiären Bedeutung ein *kirchliches Amt*, in das die Gemeinde, d.i. die Kirche, in deren Mitte Kinder getauft werden, konfirmierte Gemeindeglieder beruft.“⁴

Die privat-familiäre Bedeutung scheint so nebensächlich, dass man mindestens für den kurzen, aber letztlich entscheidenden Moment der Definition des Patenamtes davon absehen zu können meint. Diese Bestimmung verfehlt genau das *Inter-esse*, das eine Patenwahl auszeichnet.

Dieses Interesse wird aber auch verfehlt, wenn die geschichtlich gut nachzuweisende totale Familiarisierung⁵ künftig noch verstärkt werden soll: „Das Motiv der ‚zugewählten Verwandtschaft‘ ist – auch mit seinen sozialen Chancen – ernster als bisher zu nehmen“⁶, weiß eine der we-

4 Gerd Heinrich / Klaus Blaschke, Die Taufe / Das Brot und das Evangelium. Grundlinien für das kirchliche Handeln, Kiel 1992, 27, H. i. O.

5 Vgl. zur Genese Ulrich Schwab, Die Taufpaten, in: ZThK 92 (1995), 396-412, 402-404.

6 Das Amt der Taufpaten. Überlegungen zu seinem Verständnis und seiner Gestaltung.

nigen aktuellen, theologischen Stellungnahmen aus kirchenleitender Perspektive zum Patenamnt.

Die praktisch-theologisch vernachlässigte, aber nach wie vor in verbreitetem Brauch stehende Patenwahl in den evangelischen Kirchen soll hier exemplarisch auf ihr *Inter-esse* von privat und öffentlich, auf ihr Dasein zwischen konventioneller Originalität und öffentlicher Amtlichkeit untersucht werden, um daraus Chancen außerfamilialer, intergenerationeller Kommunikation des Evangeliums zu erschließen.

Die Patenwahl wird ausgewählt, weil sie in der Christentumsgeschichte immer wieder radikalen Wandlungen unterlag, rechtstheologisch unsicher fundiert ist, eine biblische Begründung vermissen läßt⁷, aber gleichwohl zu den hartnäckigsten und bis in die Gegenwart zu den vielfältig säkular kopierten privat-öffentlichen Sozial- und Kommunikationsformen zählt und sich dadurch unerlässlich gemacht hat.

Denn ohne Paten geht es – freilich praktisch nur im Ausnahmefall – nur in der Kirche. Andernorts in den Gesellschaften sind Paten fast allgegenwärtig.

Die frechste und jüngste institutionalisierte Kopie der christlichen Taufe, die sozialistisch-staatliche Namensweihe in der vergangenen DDR, verzichtete nicht auf das Patenamnt und ließ sich Paten und Eltern folgendermaßen vor Kind und Staat verpflichten:

„Wir, die Eltern und Paten, wollen alles tun, um das Kind im Geiste des Friedens, der Völkerfreundschaft und zur Liebe zu unserem Staat zu erziehen und ihm eine glückhafte Zukunft im Sozialismus zu sichern.“⁸

Auch Harry Potter kann nicht ohne einen mächtigen Paten werden, wer er wird. Sirius Black, ein enger Vertrauter von Harrys Eltern, eine genaue Mischung aus Vater, Freund und Bruder, hilft seinem Patenkind Harry im entscheidenden – „religiösen“ – Moment seines Lebens. Er steht ihm in seiner Todesangst bei:

„Does it hurt?’
The childish question had fallen from Harry’s lips before he could stop it.
,Dying? Not at all,’ said Sirius. ,Quicker and easier than falling

Eine Stellungnahme der Theologischen Kammer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel 2002, 7.

7 Vgl. Christoph Bizer, Paten II. Evangelisch, in: RGG, Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 1003.

8 Sei willkommen Kind. Empfehlungen für die Namensweihe, Leipzig 1973, zit. n. Hans-Günter Heimbrock, Patenamnt – entleertes Ritual oder pädagogische Chance?, in: Die Christenlehre 41 (1988), 70-175, 170.

Patinnen und Paten begegnen aber nicht nur in diktatorischer Vergangenheit und fiktiver Transzendenz, sondern ebenso im Alltag. Im Kindergarten übernehmen Vorschulkinder stolz das Patenamts für neu hinzukommende Dreijährige, im Personalwesen werden in der Hierarchie gleichgestellte Paten für neu einzuarbeitende Kollegen berufen und viele global agierende, soziale Hilfswerke organisieren ihre Hilfe mit Erfolg personal-patenschaftlich.

Die nichtkirchlichen bzw. -christlichen Patenwahlen tragen trotz ihrer außerordentlichen Varianz auch in säkularem Gewand die spezifischen Charakteristika, mit denen sich Kirchen und Gemeinden auseinandersetzen müssen. Das Patendasein wird nach familialem Muster konzipiert, es gibt eine hohe persönliche Bindungskraft bei gleichzeitig überindividueller Verpflichtung, vor allem aber die multidimensionale Wahlleistung, die die Patenschaft initiiert. Ein literarisches Beispiel aus dem vorigen Jahrhundert illustriert das Gemeinte. Über den neugeborenen Stanislaus Büdner, den späteren Wundertäter, schreibt Erwin Strittmatter:

„Patinnen wurden: die Frau des Gutsvogts, deren Blusen Lena, die Näherin, noch immer weiten mußte; die Frau des Dorfkrämers, die anscrieb, wenn Büdners Wochenlohn nicht reichte; die Frau des Bauern Schulte, der ab und an sein Pferd für kleine Leute herlieh. Patin sollte auch die Frau des Dorfschusters werden. Gustav dachte an Gratissohlen für Winterschuhe. Lena war dagegen. ‚Die Schustersche ist katholisch. So etwas laß ich nicht an meinen Jungen!‘ Sie schlug die Frau des Försters vor. Gustav schüttelte sich wie ein Hund im Regen. Er dachte an den langen Fingernagel des Försters. Man einigte sich auf die Frau des Lehrers: eine Beamtenfrau.“¹⁰

Diese Patinnenwahlen dokumentieren Kontinuität und Sinneswandel über mehr als 1700 Jahre. Um 200 bei Tertullian hießen Paten *sponsors*.¹¹ Sie fungierten als Bürgen und Vermittler für den Glauben des Täuflings. Aber die Paten bekamen schon früh jene Aufgaben, die wir heute Sponsoren zuschreiben; sie werden von Erwin Strittmatter schon als originelle Konvention inszeniert. Und obwohl in diesem Fall alle Erwartungen, die man in Sponsorinnen setzen kann, überaus gründlich enttäuscht werden, erleben die Taufspensoren trotz solcher Rückschläge gegenwärtig eine Renaissance.

Mit dem erstrebenswerten Sponsorentitel wird mancherorts wieder für

9 Joanne K. Rowling, *Harry Potter and the Deathly Hallows*, London 2007, 560f.

10 Erwin Strittmatter, *Der Wundertäter. Roman – Erster Band*, Berlin 2003, 20. (Strittmatter schreibt Näherin statt Näherin).

11 Vgl. Edward J. Yarnold, Art. Taufe III. Alte Kirche, in: *TRE XXXII*, Berlin-New York, 674-696, 678.

Patenschaften geworben:

„Sponsoren sind allseits beliebte, gern gesehene und freundlich umworbene Zeitgenossen. Als Menschen guten Willens sind sie willens, etwas von dem Gut, das sie haben, für Gutes zu geben. Das Besondere liegt in der Freiwilligkeit des Entschlusses, Bürgen für ein ausgesuchtes Vorhaben zu sein.

„Sponsoren fürs Leben gesucht!“, so könnte die Patenwerbung im Jahr der Taufe heißen.“¹²

Die Patenwahl konzentrierte sich nach der Aufhebung aller sozialen und finanziellen Pflichten nicht auf geistliches Sponsoring, sondern zog wie ein Modemagnet innerhalb des familiären Musters neue Deutungen und Aufgaben an. Es geriet zum kirchlichen Erfordernis, die psychosozialen Möglichkeiten des Patenamtes bewusst zu machen und auf ihre Ausnutzung hinzuwirken. Mit der Patenbeziehung sei Machtverzicht und Beziehungserweiterung verbunden, was z.B. den Konflikten mit und der Ablösung von den Eltern zugute komme.¹³

Auch gegenwärtig werden von einigen Kirchen psychologische Selektionskriterien für die Patenwahl empfohlen, die diese kaum erleichtern dürften: Die Evangelisch-reformierte Landeskirche des Kantons Zürich stellt folgendes „Ideal“ vor:

„Das optimale Patenverhältnis:

Was in einer Ehe tödlich: das ‚Dreiecks-Verhältnis‘!

(Vertrauensbeziehung zu den Eltern – ebensolche, eigenständige zum Patenkind; – ohne dass das aus der Balance gerät).

Der/die Pate/Patin muss zwischen Kind und Eltern vermitteln können, als gerechte/r Makler/in. Das Kind muss sich über die Eltern, die Eltern müssen sich über das Kind ‚beschweren‘ können.“¹⁴

Diese präzisen Anweisungen stehen in scharfem, ungünstigem Kontrast zum theologischen Verständnis einer Taufpatenschaft; nach der „Vertrautheit mit den Eltern“ und vor weiteren psychosozialen Vernunftregeln gilt als zweites Kriterium für die Patenwahl:

„religiöses Interesse (wenn schon nicht kirchliche Bindung), damit man dem Patenversprechen einigermaßen ehrlich nachkommen kann; – ‚Reformiert-Sein‘ ist nicht mehr Bedingung.“¹⁵

12 Elfriede Begrich, Patenamt: Paten sind Bürgen des Glaubens für die Täuflinge (<http://dk.ekmd-online.de/archiv/2006/17/glaube/> vom 12.7.2007).

13 Vgl. Heimbrock 1988, 172f.

14 http://zh.ref.ch/content/e3/e1144/e1560/e1562/e1571/e4246/index_ger.html vom 12.7.2007.

15 Ebd.

Problematisch an solchen Tugendkatalogen ist nicht der jeweils minimale Anspruch, der erhalten bleibt bzw. die lobenswerte ökumenische Offenheit. Stets wird die Praxis Fälle lehren, in der die Taufe erbeten wird, aber selbst minimalste formale Anforderungen als Zumutungen erlebt werden. Kritisch zu bewerten ist der strategielose Rückwärtsgang bei den Bedingungen, die die Suche nach „netten Pfarrern“¹⁶, die zu allem bereit sind, trotzdem nie aufhören lassen wird.

Friedrich Niebergall hat schon 1905 eindringlich davor gewarnt, wegen des Wunsches und Geschmacks der Leute Abzüge zu machen. Wem die Frohe Botschaft nicht behagt, der wird auch von einer mehr oder weniger ermäßigten Fassung nicht zu überzeugen sein. Vom so genannten „modernen“ Menschen heißt es:

„Er will immer mehr abhandeln, und schließlich lacht er uns doch aus. (...) Nur nicht dem modernen Menschen nachschmachten und ihn mit Opfern an Wahrheit oder an Wahrhaftigkeit hereinnötigen, (...)“¹⁷.

3. Enttäuschungen: Grenzfälle als Normalitäten

Die Patenwahl wurde exemplarisch ausgewählt, weil derzeit der Unterschied zwischen familiär gepflegter Patenpraxis und entsprechend unpraktisch-theologischer Theorie so groß geworden ist, dass diese Differenz die Kraft haben könnte, sich über kirchenrechtliches Herkommen hinwegzusetzen und Neues zu initiieren.¹⁸ Dieser Wandel aber sollte wiederum praktisch-theologisch reflektiert werden und beginnt mit neuen Wahrnehmungen des Vorfindlichen, das sich nie von selbst versteht.

Im Internet, demjenigen Medium, das größtmögliche Privatheit mit universaler Öffentlichkeit korreliert, finden sich folgende konventionell-originelle Fragen:

„Wir möchten unsere Tochter gerne evangelisch taufen lassen, jedoch haben sich dabei einige Schwierigkeiten aufgetan. 1. Ist es möglich einen Pfarrer/in zu finden, der/die einen Taufpaten akzeptieren, der bereits aus der Kirche ausgetreten ist? Beide (waren) evangelisch. 2. Die andere Taufpatin ist leider katholisch. 3. Was bedeutet Taufzeugen und kann man dies auch werden, wenn man aus der Kirche ausgetreten ist? Es ist äußerst vertrackt, denn die beiden Taufpaten sind genau die Richtigen um unserem Kind die wesentlichen Werte des Lebens zu vermitteln, bzw. sie in unserem „Glauben“ zu erziehen. Ich

¹⁶ Vgl. Schwab 1995, 396f.

¹⁷ Friedrich Niebergall, Die moderne Predigt (1905), in: Gert Hummel (Hrsg.), Aufgabe der Predigt, Darmstadt 1971 [WdF 234], 9-74, 46f.

¹⁸ Vgl. Kurhessen-Waldeck 2002, 3f.

bin dankbar für jeden Tip!!!
:-) (Gruß Dana & Co.“¹⁹

Diese Fragen sind normal in einer ausdifferenzierten Wahlgesellschaft, werden aber nach wie vor als Sonderfall betrachtet und „Grenzfälle der Taufpraxis“²⁰ genannt. Ungeachtet der statistischen Häufigkeit solcher Patenwahlprobleme²¹ sollten auch, wenn es nur ganz wenige Eltern betreffen sollte, keine Regeln entworfen werden, die jemandem Abständigkeit und Ausnahmetum unterstellen, der sich selbst nicht so wahrnimmt, vor allem aber in der Kirche herzlich willkommen geheißen werden soll. Wenn aber als Grundsatz formuliert wird: „Aus Sicht der Evangelischen Kirche ist es die Regel, dass die Paten evangelisch und konfirmiert sind.“²², entsteht darüber hinaus – jedoch nur interpretatorisch – sofort der Ausnahmезustand, der entsprechende Konsequenzen hat:

„Es kann der Fall eintreten, dass für kleine Kinder, deren Eltern beide nicht Glied der evangelischen Kirche sind, die Taufe erbeten wird. Dann soll zum Taufaufschub geraten werden. Lässt sich dies nicht erwirken, ist in diesem Fall ein evangelischer Pate, der für die christliche Erziehung einsteht, unerlässlich. Gegebenenfalls soll die Gemeinde einen Paten benennen, z.B. ein Mitglied des Kirchenvorstands.“²³

Die davon unterschiedene Normalität hat indessen auch die Aura des Defizitären: „Eine Funktion bei der religiösen Erziehung des Kindes wird mit dem Patenamte aber nur noch selten verbunden.“²⁴ Auch die Beschreibung des patenschaftlichen Engagements scheint der Abwertung des menschlich-wahlverwandtschaftlichen Zusammenlebens zu bedürfen:

„Natürlich gab und gibt es immer Frauen und Männer, die für ihre Patenkinder beten und sich bemühen, ihnen auf ihrem Weg als Christen beizustehen. Für die meisten geht es aber vorrangig darum, dem Kind zusätzlich eine Tante oder einen Onkel oder beides zu verschaffen und damit freundschaftliche Beziehungen zwischen Familie

19 http://www.kidnet.de/01_forum/index.php?msgid=2413&forum=13 vom 8.8.2007 (Alle Texte dieses Forums werden unkorrigiert wiedergegeben).

20 Gerhard Mellinghoff (Hrsg.), Die Taufe. Entwürfe, Erfahrungen, Predigten, Gebete, Göttingen 1994 (DAW 53), 26.

21 Bis zur Fertigstellung des Aufsatzes lag mir noch nicht vor: Claudia Graf, „Gotte und Gotti“. Eine empirisch-theologische Untersuchung zur Taufpatenschaft, Diss. Bern 2007, zit. n. Christoph Müller, Taufe. Taufverständnis / Taufvergegenwärtigung / Schwellenerfahrung / Segnung, in: Wilhelm Gräßl / Birgit Weyel (Hgg.), Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 698-710, 709.

22 Kurhessen-Waldeck 2002, 6.

23 Ebd., 7.

24 Ebd., 3.

und Paten zu pflegen.“²⁵

Weder die Situationsdeutung als Ausnahme oder Grenzfall, wenn adäquate Paten nicht zu finden sind, noch die latente oder offensichtliche Abwertung von Freundschaften und familiären Bindungen sind theologisch hinreichend bedacht. Sie bergen auch keine innovativen Kräfte zur Neugestaltung des Patenamtes.

Das Konzept des bisherigen Patenamtes sah christliche Eltern vor.

„Was, wenn diese Voraussetzung nicht mehr gegeben ist? Gewinnt das Patenamnt dann neue, konstitutive Bedeutung? Wir leben in einer Zeit, in der zunehmend Eltern ihr Kind taufen lassen wollen, ohne in der Kirche zu sein und auf der Suche nach Paten etwas ratlos auf die Schar bereitwilliger Freunde und Verwandte schauen. Sie sind guten Willens, dem Kind beizustehen und für sein Wohl zu sorgen, aber vom Heil in Christus wissen sie nichts.

Hier wird sich eventuell für die Zukunft eine ganz neue Dimension des Patenamtes der Gemeinde auf tun, aus der heraus Menschen dafür bürgen, dass der Glaube über das Wasser trägt und dass diese Kirche, schuldig, kläglich und oft viel zu mutlos, dennoch der Leib Christi ist, die den Täufling als neues Mitglied am Leib braucht und aufnehmen will.“²⁶

Zuentwerfensind mehrere Modelle gelingender christlicher Taufpatenschaft, die die verschiedenen persönlichen Glaubenszugänge achtet und je nach Intensität und Qualität fördert und weiterentwickeln hilft.²⁷ Dabei kommt es darauf an, keine Ausnahmen zu rekonstruieren, vor allem aber nicht mehr in Grenz- und Sonderfallrhetorik zu kommunizieren, weil sie kontraproduktiv für die Kommunikation des Evangeliums im *Inter-esse* von privat und kirchlich-öffentlich ist. Dabei ist die theologisch gut begründete und in der Kindertaufe anschaulich werdende Bedingungslosigkeit der Taufgnade im Spannungsfeld zu den zitierten Anforderungen fraglich geworden. Denn wer Kinder taufen lassen möchte, erlebt immer öfter die Zwiespältigkeit zwischen gepredigter, vorbehaltloser Taufe und institutionellen Bedingungen, die gelegentlich minimalistisch sind, aber dennoch nicht unter allen Umständen trotz individuell guten Willens zu realisieren

25 Eberhard Winkler, *Tore zum Leben. Taufe – Konfirmation – Trauung – Bestattung*, Neukirchen-Vluyn 1995, 79f.

26 Begrich 2006.

27 Vgl. Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 2002, 294: „Als Ergebnis dieser Bifurkation von kulturellem Religionsangebot und persönlichen Glaubensentscheidungen kann man heute eine weit verbreitete Inkohärenz der religiös qualifizierbaren Meinungen Einzelner beobachten.“ Auf Seite 290 folgert er: „Vermutlich liegt das Problem also darin, dass die Individuen, denen die Gesellschaft die Möglichkeit bietet, sich für oder gegen Religion zu entscheiden, sich gerade nicht entscheiden.“

sind, wie Danas Internet-Umfrage²⁸ belegt.

Die unterschiedlichen Rechtspraktiken konterkarieren zudem die Bemühung um allgemein nachvollziehbare Begründungen für ausnahmsweise patenlose Kindertaufen bzw. die oben zitierte nachdrückliche Empfehlung zum Taufaufschub, der vermutlich eher als Taufverweigerung interpretiert wird.

Die Antworten in der ausgewählten Internetdiskussion sind paradigmatisch für die private Hochschätzung des Patenamtes und für die großen Orientierungsschwierigkeiten, die sich aus widersprüchlichen rechtlichen Anforderungskatalogen ergeben. Die Beispiele illustrieren anschaulich die Folgen einer weltweiten Wahlgesellschaft.

Moni antwortet:

„Hallo,
also meines Wissens, muss ein Taufpate auf alle Fälle evangelisch sein, wenn Du Dein Kind evangelisch taufen willst. Und Taufzeuge kann auch ein Katholik sein. Ich hab das nur noch dumpf im Hinterkopf, weil bei uns die Taufpatin evangelisch ist und der 2. Pate nur Taufzeuge sein kann, weil er katholisch ist. Aber konfessionslos geht meines Wissens überhaupt nicht. Ist ja eigentlich auf logisch, denn der Pate soll ja nicht nur ‚weltliche‘ Werte vermitteln, sondern auch so eine Art religiöse Unterstützung geben.

vielleicht hilft Dir die Info weiter.

Liebe Grüsse

Moni“

Moni deutet das Patenamt klassisch als „so eine Art religiöse Unterstützung“, wobei „nicht nur ‚weltliche‘ Werte“ zu vermitteln seien. Damit ist ihre eigenständige Definition tendenziell aussagekräftiger und evangelisch sachgemäßer als z.B. die oben zitierten Hinweise der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

Britta M. schreibt:

„Hast du schon mal darueber nachgedacht, dien Kind im Ausland Taufen zu lassen?

Es ist so viel einfacher und unkomplizierter!

Meine Kinder sind in Hong Kong und in USA getauft (lebte dort aus beruflichen Gruenden) und es gab ueberhaupt keine Probleme, ganz im Gegenteil, es sind sogar Taufpaten eingetragen, die nicht mal anwesend waren!

Viel Glueck

Britta“

28 http://www.kidnet.de/01_forum/index.php?msgid=2413&forum=13. (Alle folgenden Antworten ebenda).

Britta M. rekurriert auf die weltweite Christenheit und zeigt die Begrenztheit von Stellungnahmen von regionaler oder gar nur lokaler Reichweite. „Die übergreifende Lösung aber, die das Gesellschaftssystem jetzt anbietet, liegt in der Erfindung von ‚Kultur‘. Man streitet nicht, man vergleicht.“²⁹ Britta M. entgeht dem Streit um Minimalregeln durch die Suche nach der realen Bedingungslosigkeit, die systematisch-theologisch der Taufe eignet. Diese Orientierungs- und Wahlleistung setzt immerhin Wissen um Konstitutiva der Taufe voraus.

Birgit B. bezweifelt das und erschließt ihre privaten theologischen Vorstellungen zum Spannungsfeld „privat versus kirchlich-öffentlich“ der Internetöffentlichkeit:

„Hallöchen,
ich weiß, daß, wenn einer evangelisch ist, der zweite auch konfessionslos sein kann.
Ich gestehe, ich stolpere etwas über den Satz „unseren Glauben“. Es gibt nicht unseren Glauben. Glaube ist doch nichts selbstgebasteltes. Glaube ist das Leben in Gott. Nach den Worten der Bibel. Ich weiß, es ist nicht immer leicht. Aber wir sind nun mal nur Menschen.
Ich denke für die taufe ist es wichtig wirklich Menschen als Taufpaten zu haben, die voll im Glauben stehen.
Den Vorschlag mit der Taufe im Ausland finde ich sehr traurig. Was ist da denn der Sinn?????????
Taufe ist doch nicht nur da, um einfach mal eben gemacht zu werden. ES ist ein Schritt zu Gott. Eine Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche.
Birgit“

Die Hochschätzung des Patenamtes ist evident, auch bei Britta M. wird – soweit ersichtlich – lediglich der Sinn der unmittelbaren Taufzeugenschaft in Frage gestellt. Paten sind in unserer Gesellschaft in großer Varianz gegenwärtig, und die Herausforderung für Kirchen und Gemeinden besteht darin, die Konstitutiva christlicher Patenwahl zu kommunizieren. Zu den unerlässlichen Charakteristika jeder Taufe gehört die Aufnahme in die Gemeinschaft der schon Getauften. Diese Gemeinschaft existiert als Kommunikation im weitesten Sinne.

Da bekanntlich *medium* und *message* in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis stehen, kommt es künftig darauf an, weniger Regeln, dafür mehr Kommunikationschancen zu kommunizieren.

Da das Patenamt seine Wandlungsfähigkeit in der Kirchengeschichte schon mehrfach und überzeugend unter Beweis gestellt hat, ist die Hoffnung berechtigt, dass sich privat-familiäre Einseitigkeiten ebenso wie einlinig-institutionelle Vorgaben zugunsten einer wahlerleichternden

29 Luhmann 2002, 271.

Vielseitigkeit des Patenamtes überwinden lassen.

4. Kritisches Intermezzo: Kirchenpaten und Patenkollektive

Die Wahrnehmung der unterstellten oder tatsächlichen Ausschließlichkeit des individualistisch-privaten Patenverständnisses hat, wenn nicht zur Abschaffung des kirchlich-offiziellen Amtes³⁰ geraten wurde, immer wieder zum grundsätzlichen Gegenentwurf herausgefordert.

Eine tendenziell phönixhafte Idee³¹ sieht statt oder neben Familienpaten ein kirchliches Patenamt vor, rechtlich zwingend immer dann, wenn die Eltern keiner christlichen Kirche angehören und dennoch die Taufe für ihr Kind wünschen. Die Theologische Kammer der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck schlägt in solchen Fällen z.B. ein Mitglied des Kirchenvorstands vor.³²

Taufpatenschaften sollten jedoch nicht klerikalisiert und damit quasi zu einer Berufsaufgabe haupt- oder ohnedies stark verpflichteter ehrenamtlich Mitarbeitender werden. Das Patenamt ist mit guten Gründen ein unprofessionelles Laienamt.³³

Robert Leuenberger konzipierte 1973 ein grundsätzliches, pädagogisch fundiertes Elternkatechumenat, getragen von „einer kollektiven Patengruppe“³⁴, fragt sich allerdings sogleich, ob solche Planungen nicht an den realen gemeindlichen Möglichkeiten vorbeilaufen.

Die Probleme liegen offen zutage, wenn das kirchliche Patenamt nicht nur nach familialem Muster, sondern sogar familiär gestaltet werden soll und zudem als gerade noch genehmigte Ausnahme interpretiert wird, die auch in Tauffamilien kaum auf Verständnis hoffen darf:

„Niemand wird ferner gern das Patenamt übernehmen, wenn er den Eindruck hat, er fungiere als Lückenbüßer, ohne von der Tauffamilie voll akzeptiert zu sein. Das Patenamt bedeutet immer eine zusätzliche Beanspruchung, die ohne beiderseitiges Vertrauensverhältnis nicht zuzumuten ist.“³⁵

30 Vgl. z.B. Ernst Christian Achelis, Lehrbuch der Praktischen Theologie, Erster Band, Leipzig 1911, 442.

31 Sie begegnet z.B. bei J. Boehmer, Eine Reform des Patenamtes, in: NKZ 17 (1906), 440-451; 551-564 und wieder bei Robert Leuenberger, Taufe in der Krise. Feststellungen – Fragen – Konsequenzen – Modelle, Stuttgart 1973, 113-115.

32 Vgl. Kurhessen-Waldeck 2002, 7.

33 Vgl. Eberhard Winkler, Das Patenamt als Dienst der Begleitung, in: Die Christenlehre 41 (1988), 176-179, 178 und Winkler 1995, 71: „Das Patenamt (...) versagt an dieser Stelle weithin, weil es zu wenig als Funktion des allgemeinen Priestertums verstanden und ausgeübt wird. Unsere Taufpraxis und unsere Kasualpraxis insgesamt kranken daran, daß sie zu sehr Sache des ordinierten Amtes und zu wenig Funktion des allgemeinen Priestertums sind.“

34 Leuenberger 1973, 113.

35 Winkler 1988, 176.

Das privat-familiäre Anforderungsprofil lässt sich nicht einfach institutionell kopieren. Eine Kirchengemeinde hat in der funktional differenzierten Gesellschaft mit guten Gründen nicht nur familiäre Kommunikationsstrukturen, sondern stellt darüber hinaus noch ein anderes Gemeinschaftsmodell und damit ein hilfreiches Gegenüber zur inzwischen immer weniger selbstverständlichen Sozialform „Familie“ dar. Aus der reformierten Tradition stammt der Vorschlag, die gesamte Gemeinde zur Patenschaft zu verpflichten.³⁶ So ist es in den altreformierten Gemeinden bis heute Praxis.³⁷ Das Fürbittegebet von einzelnen und allen Gemeindegliedern ist in diesem gesamtgemeinschaftlichen Patenmodell die ausgeprägteste und explizit geistliche Form von Taufpatenschaften. Es ist nicht hoch genug zu schätzen, bedarf aber der kommunikativen Pflege, damit es nicht in sprachloser Privatheit endet.

5. Patente Paten zur Pluralisierung von Lebens- und Glaubenserfahrungen

Der Lebenswandel der Patenwahl war stetig und stets radikal, ebenso die gesellschaftlichen Veränderungen. Aus soziologischer Perspektive wird für die Pflege und Förderung gesellschaftlich-solidarischer Kommunikationsstrukturen wieder nach gelingenden, außerfamilialen Generationsbeziehungen gefragt, aber in diesem Zusammenhang bald festgestellt:

„Allenthalben fehlen zeitgemäße Modelle, die zieloffene und produktive Begegnungen ermöglichen, die dem öffentlichen Charakter außerfamilialer Generationsbeziehungen Rechnung tragen, ohne sich in Unverbindlichkeit und Abstraktheit zu verflüchtigen.“³⁸

Dabei ist gegenwärtig davon auszugehen, dass familienexterne Sozialkontakte mit großer Wahrscheinlichkeit altershomogene Netzwerke sind, wobei auch Bildungsniveau und soziale Stellung signifikant ähnlich sind. Einerseits ist eine Alterssegregation in gesellschaftlichen Institutionen zu beobachten, andererseits kommt es durch die „Erosion der Institution eines dreigeteilten Lebenslaufes“³⁹ zu einer überraschenden Ähnlichkeit der Herausforderungen für Jung und Alt: Erstmaliges oder wiederholtes

36 Karl Barth, Das christliche Leben (Fragment). Die Taufe als Begründung des christlichen Lebens, in: KD IV/4, Zürich 1967, 144.

37 <http://www.altreformiert.de/eak-hist.html> vom 21.8.2007.

38 Detlef Knopf, Die Inszenierung „gelungener“ außerfamilialer Generationsbeziehungen – Tendenzen und Beispiele intergenerationeller Projektarbeit, in: Dorothee C. von Tippelskirch / Jochen Spielmann (Hgg.), Solidarität zwischen den Generationen. Familie im Wandel der Gesellschaft, Stuttgart-Berlin-Köln 2000, 143-159, 155. Detlef Knopf (verstorben 2003) war Soziologe, Pädagoge und u.a. Initiator der ersten deutschen Freiwilligenagentur.

39 Ebd., 143.

Studieren und Lernen, Arbeit, Arbeitslosigkeit, entpflichtete Freizeiten und bürgerschaftliches Engagement sind zunehmend in allen Lebensphasen möglich bzw. notwendig. Außerdem diagnostizieren Soziologen einen damit zusammenhängenden pädagogischen Richtungswechsel, der zusätzliche Entfaltungsmöglichkeiten zwischen den Generationen wahrnimmt:

„Gab es im Hinblick auf Hierarchisierung und Wirkungsrichtung pädagogischer Beziehung (...) in der Vergangenheit nie grundsätzliche Zweifel daran, dass die Jüngeren von den Älteren zu lernen haben, (...) lassen sich heute sehr viele irritierende Hinweise auf punktuelle und grundsätzliche Umkehrungen dieses Verhältnisses beobachten.“⁴⁰

Das demographisch initiierte Nachdenken über generationenverbindende Projekte hat zu phantasievollen Formen hilfreichen Zusammenlebens, -arbeitens und -lernens geführt, die sich alle an den Prinzipien Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit orientieren.

Innerhalb der evangelischen Theologie sind diese längst praktizierten Modelle noch zu wenig präsent. Sehr selten werden der älteren Generation sogar im Gegenteil innovationshemmende Kräfte unterstellt:

„Die auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen deutlich wahrnehmbaren Probleme der Demographie schlagen sich kirchlich nieder durch eine Dominanz der Rentner und einer Vereins- und Kleinbürgermentalität im Kerngemeindebereich (...) Es wird eine entscheidende Frage für die Zukunftsfähigkeit der Kirche sein, wie sie angesichts dieser Zusammensetzung ihrer zuvörderst aktiven Mitglieder Kraft findet für die unabdingbar nötigen Aufbrüche, Innovationen und Öffnungen für andere gesellschaftliche Gruppen und Milieus.“⁴¹

Das Gegenteil dieser außergewöhnlich starken Befürchtungen, vor allem aber diskriminierenden Unterstellungen kann der Fall sein, wenn beispielsweise für Taufpatenschaften bei Kindern und Erwachsenen gesellschaftlich erfolgreiche intergenerationelle Kommunikationsmodelle modifiziert übernommen und erprobt werden. Denn kaum irgendwo erscheinen die Entwicklungspotentiale strukturell so günstig wie beim öffentlich, kirchlich und individuell bekannten und geschätzten Patenamtsamt in seiner breiten gesellschaftlichen Varianz.

40 Ebd., 148.

41 Thies Gundlach, Kommentar Kirchliche Ränder – kirchliche Mitten? Mitgliedschaftstypologien als Irritation und Orientierung kirchlichen Handelns, in: Wolfgang Huber / Johannes Friedrich / Peter Steinacker (Hgg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 197-202, 200.

Die Patenwahl kann sich zum bewussten Widerspruch gegen die verbreitete, entsolidarisierende Alterssegregation der Gesellschaft entwickeln und als solche auch kommuniziert werden. Nicht nur die biblische Hochschätzung des Alters (vgl. Lev 19,32; Sir 6,34f; 1. Tim 5,17) und die von Jesus und den ersten Christen regelmäßig initiierten Begegnungen der sonst Geschiedenen, von Männern und Frauen, gar von Juden und Samariterinnen, von Sklaven und Freien, sondern auch die soziologisch-nachdenkliche Vernunft legen diese Interpretation nahe. Die Herausforderung besteht in der institutionell-aktiven Neudeutung der Patenschaften, die keinesfalls auf Kosten funktionierender Patenschaftssitten geschehen muß, sondern *neben* diesen einen weiten Raum zum Experimentieren vor sich hat, vor allem in jenen zahlreichen Fällen, die gegenwärtig noch als grenzwertig beurteilt werden, weil Paten vergeblich gesucht und gefundene Paten formalen Anforderungen nicht genügen.⁴²

Detlef Knopf nennt zahlreiche Beispiele gelingender außerfamiliärer Generationsbeziehungen, die sich in modifizierter Form zu neuen kirchlich initiierten Patenschaftsbeziehungen gestalten lassen bzw. sich aus bereits vorhandenen gemeindlichen Angeboten zu Taufpatenschaften entwickeln können.

Um die Weitergabe des Erfahrungswissens älterer Menschen an jüngere zu erleichtern, gibt es seit einiger Zeit so genannte „Wissensbörsen“ und „ErzählCafés“, um den Zusammenhang von Herkunft und Zukunft anschaulich und nachvollziehbar zu machen, werden „Zeitzeugen-Projekte“ arrangiert. Zahlreiche Initiativen haben sich der Entfaltung einer gemeinsamen Spielkultur zugewandt. Nicht zuletzt ist die wahlverwandtschaftliche Idee von generationsverbindenden Wohn- und Lebensformen zu nennen. Knopf hält diejenigen Projekte für zukunftsweisend, die die Alterssegregation absichtlich und auffällig in Frage stellen, etwa die integrierte Seniorenbetreuung in einer Kindertagesstätte in Gera.⁴³

Eine größere und angemessenere Gestaltungsfreiheit bei Taufpatenschaften könnte die erfolgreiche Fortsetzung familialer und interfamilialer Kontakt- und Kommunikationsnetzwerkpflege ermöglichen, die z.B. in Zeiten mehr oder weniger freiwilliger Mobilität und erzwungenen Berufsnomadentums mit chronischem Großelternmangel für die Kinderbetreuung vor Ort eine entscheidende Rolle spielen, denn:

„Die Alten wollen an der Zukunft junger Menschen teilnehmen und mit ihnen noch einmal alles vor sich haben. Deshalb kommt es so leicht zur generationsüberspringenden Kumpanei zwischen Großeltern

42 Vgl. Winkler 1995, 80: Die Konfirmation als Zugangsvoraussetzung zum Patenamnt ist zwar praktikabel, weil formal prüfbar, aber praktisch-theologisch wenig aussagekräftig.

43 Vgl. Knopf 2000, 147-154.

Das Pateninstitut kann zu einer familierweiternden oder -externen, intergenerationellen Kommunikationsmöglichkeit werden, die die von Odo Marquard abstrakt gelobte Multitemporalität konkret werden lässt:

„Es gibt (...) unsere Mitmenschen, die, weil sie viele sind, viele Leben und Lebenszeiten leben, an denen wir teilnehmen können und dadurch – in gewisser Hinsicht – auch ihre Leben haben: auch ihre Lebenszeiten. (...) Die Kommunikation mit ihnen ist für uns – zeitmangelkompensatorisch – die Chance, trotz der Einmaligkeit unseres Lebens viele Male zu leben (...) denn geteilte Zeit ist vielfache Zeit. Diese Pluralisierung unserer Lebenszeit – als Lebenspluralisierung – brauchen wir; und wir bekommen sie von unseren Mitmenschen, und zwar durch das, was man nennen kann: die mitmenschliche Multitemporalität. Mit so vielen Mitmenschen einer als Mitzeitler koptemporiert, so viel mal ist er ein Mensch: durch diese Multitemporalität, die die Menschlichkeit steigert.“⁴⁵

Gelingt auch nur die volkscirchlich-punktuelle Inszenierung von Multitemporalität bei der Patenwahl, hat das ekklesiologische Konsequenzen. Damit kann die Besonderheit der christlichen Gemeinschaft verdeutlicht werden, die darin besteht, dass einander gerade nicht nur von vornherein Gleichgestellte, Gleichgesinnte oder sonst Sympatische begegnen, sondern genau jene Generationen und Milieus, die in der Gesellschaft sonst trennschärfer nebeneinander leben.

Plurale Kräfte für eine solche Weiterentwicklung der Patenwahlmöglichkeiten werden frei, wenn nicht länger die fehlende Intensität von Patenbeziehungen beklagt wird, sondern vielfältige Formen von Patenschaften entwickelt werden, die den volkscirchlich-kasuellen Teilnahmegewohnheiten entsprechen und zugleich alltagspraktisch hilfreich sind, etwa bei der Kinder- oder Computerbetreuung⁴⁶. Diese patenschaftlichen Korrelationen sind dann auch nicht auf Taufpatenschaften zu beschränken, sondern können sich insgesamt in der Gemeinde verbreiten. Erinnerung sei noch einmal an die zwei Prinzipien „Gegenseitigkeit“ und „Gemeinsamkeit“, die diese generationsverbindenden Lebens- und Kommunikationsstrukturen prägen. Es wird Gemeinden gelingen, aus der Kirche ausgetretenen Eltern, die für ihr Kind die Taufe begehren, die peinliche Gewissensbefragung mit dem Ergebnis: „Die Oma will es eben unbedingt!“ zu ersparen und statt-

44 Odo Marquard, Theoriefähigkeit des Alters, in: ders., Philosophie des Stattdessen. Studien, Stuttgart 2000, 135-139, 137.

45 Odo Marquard, Zeit und Endlichkeit, in: ders., Skepsis und Zustimmung. Philosophische Studien, Stuttgart 1994, 45-58, 56f.

46 Knopf nennt die Technikbeherrschung als fundamentales Exempel für die Umkehrung pädagogischer Hierarchien, vgl. Knopf 2000, 148.

dessen Patenschaften zu initiieren, die anfänglich verwechselbar sind mit bürgerschaftlichem Engagement, aber das Potential zu geistlichem Wachstum haben.